

HEIKE MECKELMANN

TATORT

3
KRIMIS IN
EINEM BAND

FEHMARN

Weltbild

Küstenschrei

Die beschauliche Herbstidylle Fehmarns wird jäh unterbrochen, als Angler am Strand von Katharinenhof eine Leiche entdecken. Ein paar Kilometer weiter wird Charlotte Hagedorn, eine ältere Dame, auf ihrer Terrasse am Fehmarnsund fast zu Tode geprügelt. Die Nichte der verletzten Charlotte hat auf ihrem Weg nach Fehmarn einen Autounfall - alles nur Zufall? Kommissar Westermann und Hauptmeister Hartwig suchen nach Zusammenhängen, tapen aber völlig im Dunkeln. Niemand ahnt, welches Ziel der Täter tatsächlich verfolgt.

Küstenschatten

Am Strand vom Grünen Brink entdecken Urlauber eine grausam zerstückelte Leiche. Dabei handelt es sich um einen Mann, der erst wenige Tage zuvor auf einer Fähre eine Prostituierte schwer misshandelt hat. Die Polizei versucht verzweifelt die Wahrheit ans Licht zu bringen, doch es fehlt ihr an Spuren. Das auffällige Tattoo am Nacken des Opfers ist der einzige Hinweis. Welche Rolle spielt die verängstigte Frau? Für die Kommissare Westermann und Hartwig beginnt in ihrem zweiten Fall auf der Insel ein blutiges Katz-und-Maus-Spiel.

Küstendämon

Eine Joggerin entdeckt in einem Teich am Ostersoll eine grauenhaft entstellte Leiche. Einige Tage zuvor ist die attraktive Sophie im Park betäubt und entführt worden. Ist sie das nächste Opfer des Killers? Rätselhafte Handy-Hinweise sind die einzige Spur der Kommissare Westermann und Hartwig. Da wird ein weiteres Opfer aufgefunden. Ist der dämonische Mörder ein Serienkiller? Er spielt Katz und Maus und legt Spuren, die verwirrend sind, wie der dunkle Teppich längst vergangener Zeiten, der die Insel umhüllt.

Heike Meckelmann

Küstenschrei

Küstenschatten

Küstendämon

Tatort Fehmarn
Kommissar Westermann 1-3

Weltbild

Die Autorin

Heike Meckelmann wurde in der Nähe von Elmshorn geboren und zog vor mehr als 30 Jahren auf die Insel Fehmarn. Sie betrieb nach dem Studium der Betriebswirtschaft auf der Insel lange Zeit einen Friseurbetrieb und eine Hochzeitsagentur. Viele Jahre arbeitete sie als Fotografin und nahm als Sängerin ein eigenes maritimes Album auf, bevor sie mit ihrer Familie eine Pension auf der Insel übernahm. Seit 2016 arbeitet sie als freie Autorin auf Fehmarn und schreibt Kriminalromane, die überwiegend auf der Insel spielen, und Reiseliteratur. Über 17 Jahre mit einem Fehmaraner verheiratet, bezeichnet sie sich durch und durch als Insulanerin, die ihre Insel genauso liebt, wie die Geschichten, die sie auf der Sonneninsel schreibt.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Küstenschrei

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Gmeiner-Verlag GmbH, Meßkirch
Küstenschatten

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Gmeiner-Verlag GmbH, Meßkirch
Küstendämon

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Gmeiner-Verlag GmbH, Meßkirch
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-094-7

Heike Meckelmann

Küstenschrei

Weltbild

Für Martin. Du hast immer an mich geglaubt.

Mir geraten, alles in Frage zu stellen und am Ende nicht alles so ernst zu nehmen.

Ich liebe Dich.

PROLOG

Dass in den nächsten neun Minuten das beschauliche Leben auf der Insel zutiefst in seinen Grundfesten erschüttert würde, konnte zu diesem Zeitpunkt niemand ahnen ...

Der Naturstrand von Katharinenhof lag an der rauen, schattigen Ostküstenseite der Insel Fehmarn. An diesem Samstagmorgen übersät mit Resten der letzten heftigen Sturmnacht, die mit mehr als 100 Stundenkilometern über Insel und Meer gefegt war. An diesen Küstenabschnitt verirrten sich nicht viele. Zu viele Steine im Wasser, zu viel Kraut. Hierher kam nur, wer Ruhe, Einsamkeit und die Stille der unberührten Natur genießen wollte. Besonders Einsamkeit, die, angehaucht von nostalgischer Schönheit, Menschen immer wieder betörte. An einem Strand, der sich nach wie vor in seinem Urzustand zu befinden schien. Der aussah, als hätte man ein altes mit einem Sepiaschleier überzogenes Foto herausgekratzt.

Der Küstenabschnitt lag eingehüllt von mächtigen Bäumen verschiedenster Art unterhalb der Steilküste, von denen ein paar Pappeln und Birken mit halb herausgerissenen Wurzeln an gezogene Zähne erinnerten. Sie wuchsen halbwegs aus dem Hang und streckten bedrohlich ihre Fühler aus. Einige der zum Teil bizarr gewachsenen Holzformationen waren von einem der vielen Herbststürme komplett aus der Erde gerissen. Lagen verreckt am Strand. Ausgelaugt, bleich, porös, als hätte der Wind ihnen jegliches Leben herausgesaugt. Abgenagt von Salzwasser und Wind boten sie ein befremdliches abstraktes Bild.

Heute war es seit mehr als einer Woche das erste Mal windstill. Dicke Nebelschwaden zogen über die Wasseroberfläche, krochen feucht und kalt über den mit Steinen übersäten Strand. Erinnernten an den amerikanischen Film Fog, Nebel des Grauens. Die rauchfarbenen Schleier verdeckten die Überbleibsel der letzten an Wind kaum zu überbietenden Tage. Der Spätsommer war nicht gänzlich verschwunden. Zeigte sich nach einer stürmischen, kalten Woche an diesem Morgen noch einmal von seiner besseren Seite. Aber die beginnende dunkle Zeit auf der Insel würde nicht mehr ewig auf sich warten lassen. Trieb ihre Ankündigungen schwermütig als undurchsichtigen Nebelteppich vor sich her. An jenem Samstag schien es, als könne die Kraft der Sonne den schweren Wolkenhimmel vielleicht noch einmal vertreiben.

Jan und Lasse stapften auf matschig aufgeweichtem Waldboden durch die Bäume auf den Strand zu. Überwanden fast fünf Höhenmeter, um ihrer Lieblingsbeschäftigung nachzugehen: Angeln. Katharinenhof war ein Geheimtipp, wenn man überhaupt von geheim sprechen konnte. Wo viele Steine waren, vermuteten die beiden Angler Fisch. Gingen auf die Jagd nach Meerforellen, die sie an dieser rauen Küstenseite seit Jahren verfolgten.

»Los, Alter, geh mal 'n bisschen schneller.« Lasse stieß seinem Freund lachend die Faust in die Seite, rutschte in Watschuhen den unebenen, verschlammten Kiesweg hinunter. Der hatte sich in der letzten Woche durch heftige Regengüsse in eine gefährliche Rutschbahn verwandelt. Trennte den oberen Teil der Steilküste vom Meer, führte die beiden Sportangler direkt hinunter zum Wasser.

»Eh, Mann, nicht so schnell!«, rief Jan keuchend, als er hechelnd hinter seinem Freund herschlitterte und fast auf den grauen Kieseln ausrutschte. »Du wirst deinen Fisch heute

noch früh genug fangen. Wenn du allerdings nicht aufpasst, brichst du dir vorher noch die Knochen«, sagte Jan. Er war schon immer der Ruhigere von beiden gewesen. Selbst als sie Kinder waren und am Strand von Katharinenhof wilde Piratenschlachten veranstaltet hatten. Er hechelte schon damals hinterher. War kein »Spiddel«, wie seine Mutter Lasse stets nannte. Er war eher der Knuddelbär, den man am liebsten dauernd in den Arm nahm und mit ihm kuschelte. Die Worte seiner Mutter, die er früher mit Augenrollen abwiegelte, hörte er heute noch in seinen Ohren. Jetzt, im besten Mannesalter, spielten sie nicht mehr Piraten, die angelten. Immer gemeinsam, bei jeder passenden Gelegenheit. Und heute war eine dieser Gelegenheiten.

Der aschfahle Dunst umhüllte die beiden 30-Jährigen wie ein schwerer, schmutziger Mantel. »Das Meer sieht heute aus wie aufgewühlte graue Asche«, sinnierte Lasse. Jan nickte und blickte zum Horizont. Am Strand war außer ihnen keine Menschenseele. Vereinzelt zogen graubraune Möwen mit ausgebreiteten Schwingen laut schreiend über den Meeressaum hinweg in der Hoffnung auf Fisch. Es war das gleiche Spiel, wenn die Fischer mit ihren Kuttern hinausfuhren. Die Möwen waren die Ersten, die, angezogen vom Geruch der Meeresbewohner, das Schiff umkreisten, laut schrien und lauerten, dass etwas für sie abfiel.

Es war 7.05 Uhr morgens. Überall lagen Strandgut und Algen. Nicht ein einziger Angler stand irgendwo in der grauen Brühe, obwohl es die beste Zeit zum Fischfang war. Jan und Lasse stapften durch Kraut und Holzteile, suchten sich einen Platz an einem der großen Findlinge, die sich wie schwarze Riesen am Strand verteilten. Sie ließen ihre Angeltaschen aus den Händen gleiten, und Jan öffnete als Erster den Reißverschluss seines dunkelgrünen Leinensacks. Gemächlich zog er die Einzelteile seiner Angel heraus und steckte sie fachmännisch ineinander. Fädelte anschließend mit geschickten Fingern die hauchdünne aufgespulte Sehne durch nicht einmal fingernagelgroße Metallringe. Befestigte einen Köder an einer am Ende hängenden Öse und stampfte entschlossen Richtung Wasser.

»Ich rauch noch eine«, sagte Lasse und zog die Tabakpackung mit dem Indianer auf der Lasche aus der oberen Tasche seiner dunkelgrünen Wattjacke. Jan nickte stumm mit dem Kopf. Sie hatten sich, wie jedes Mal, bereits am Auto umgezogen. Es sparte Zeit, und sie mussten ihre Klamotten nicht unbeaufsichtigt am Strand zurücklassen, wenn sie stundenlang im Wasser standen. Lasse zog ein Blättchen hauchdünnes Papier aus der Packung, klemmte es zwischen seine Lippen und schüttete sich Tabak in seine Handinnenfläche. Dann schob er mit der freien Hand die Packung zurück in die Tasche. Nahm das Papier in die andere und kippte vorsichtig das braune Kraut hinein. Es war jedes Mal ein Akt, sich eine Zigarette zu drehen, aber Lasse löste die Aufgabe mit der Coolness eines Cowboys. Es hatte das gewisse Etwas. Männlich, verwegen und auf gewisse Weise erotisch. Er steckte die Kippe in den Mund, zündete das Feuerzeug und inhalierte einen tiefen Zug in seine Lunge. Entspannt fuhr er sich mit der Hand durch seine strohblonden von Sonne und Wasser ausgebleichten Haare und schaute übers Meer.

»Das Wetter hat den Bäumen wieder ganz schön zugesetzt«, rief Lasse blinzelnd, die Zigarette zwischen den Lippen. Nicht wissend, ob Jan sein Genuschel überhaupt verstand. Der Qualm zog ihm, während er sprach, in die wasserblauen Augen. Er schob die Zigarettenkippe blinzelnd in den Mundwinkel und bückte sich, um nach seinem

Angelgeschirr zu greifen.

Jan suchte sich in der Zwischenzeit einen Platz unweit seines Freundes und watete Meter für Meter tiefer in die schlammige Brühe. Gekonnt öffnete er den Bügel seiner Rolle und warf den Köder mit schnellem pfeifendem Geräusch aufs Wasser. Während er die Sehne zügig zurückspulte, rief er: »Der Wind hat gestern Abend 'ne Menge Zeugs an Land gespült, da geht bestimmt was heute, sieh zu, Mann!« Überall schwammen vom Meer angespülte geschliffene Holzstücke, alte, brüchige Kisten. Baumstämme, die bei einem der Stürme von der See mitgenommen worden waren und jetzt den Weg zurück zum Strand gefunden hatten. Grüne und braune Algen, jede Menge Kraut. Verklebt mit Miesmuscheln, die im Meer mit Pflanzen und Holz eine Symbiose eingegangen waren und angehäuft überall verstreut herumlagen. Sie verströmten fischigen, salzigen Geruch, der sich pelzig auf die Zunge legte.

Lasse warf einen Blick über die dunkle Wasseroberfläche. »Nicht ein Luftzug«, rief er, »gut für Meerforellen. Wir haben heute Glück, das spür ich!«

»Is schießglatt hier«, rief Jan und rutschte über schmierigen Grund. »Das fühlt sich an, als hätte hier jemand tonnenweise Schleim ins Meer gekippt.« Vorsichtig tastete er sich über die rutschigen Steine, suchte sich einen der größeren Findlinge und versuchte, gegen die Strömung ankämpfend, sich darauf zu stellen.

Als Lasse sich umblickte, empfand er die Szenerie heute Morgen auf nicht zu erklärende Weise gespenstisch, unheimlich. Ein kalter Schauer lief ihm trotz warmer Kleidung über den Rücken. Er sog noch einen letzten Zug aus dem Tabakstummel in die Lunge, bevor er den Rest im Sand ausdrückte. Den Stummel steckte er in seine obere Jackentasche. Er hasste es, wenn Kippen und irgendwelches Plastikzeugs am Strand verstreut herumlagen. Wünschte sich, dass die Leute ihren Müll anstandshalber wieder mitnahmen. Lasse fuhr sich durch die krausen blonden Haare, packte die Angel und schaute zu seinem Kumpel, der zum wiederholten Mal seinen Köder auswarf. Summend bewegte er sich durch den Sand, um ein paar Meter weiter ebenfalls ins Wasser zu staksen.

Plötzlich stieß er mit dem Fuß gegen ein Hindernis, das unmittelbar vor ihm im Sand lag und ... strauchelte. Der Länge nach schlug er sanft hin. Die Angel flog im hohen Bogen voraus und landete ein paar Meter neben seinem Kopf. Fluchend spuckte er Sand aus, der sich bei der Landung in seinen Mund verirrt hatte, und richtete sich auf. »Mann, was war das denn? Beknackte Steine!« Lasse saß mit Sand gepudert am Boden, als sich Jan, durch das laute Geschrei seines Freundes genervt, umdrehte und aus vollem Hals anfang zu lachen. »Eh, Alter, alles klar bei dir? Mit Brille ...«, mit zwei Fingern, die zu einem V geformt waren, deutete er auf seine Augen.

»Ach, halt die Schnauze. Da liegt so'n dämlicher Stein im Sand. Bei dem Nebel kann man ja nichts sehen.« Er warf Jan, der sich wieder umdrehte und nicht darum scherte, was am Strand hinter ihm passierte, einen wütenden Blick zu. Lasse richtete sich auf, stöhnte mitleiderregend und rieb sich knurrend seinen schmerzenden Knöchel. »Was ist, tut's weh? Stell dich nicht so an«, rief Jan grinsend, ohne seine Angel auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Irgendwo da draußen trieb sich seine Meerforelle rum, das spürte er genau. Lasse blieb währenddessen mit jämmerlicher Miene im feuchten Grund sitzen, schüttelte mit zusammengekniffenen Augen den Kopf und klopfte sich mit

den Händen den Sand von Beinen und Haaren. »Mist«, rief er noch einmal und rieb sich ein paar Körner, die in seine Augen gekrochen waren, heraus.

»Was machst du denn noch? Komm schon! Langsam reicht's.« Jan schmiss mit einem harten Ruck den Köder wieder aus. Lasse versuchte angestrengt, das Gebilde, das vergraben vor ihm lag und einem Stück Holz ähnelte, zu erkennen. Es ragte aus dem stinkenden, angehäuften Kraut. Lasse schwang sich wie ein Schaukelstuhl in die Höhe, ließ sich nach vorn auf die Knie fallen und senkte neugierig den Kopf zum vermeintlichen Strandgut. Mit fahrigem Bewegungen versuchte er, den Gegenstand von fischigen Algen, Treibholz und Steinen zu befreien. »Boah, stinkt das«, ächzte er angewidert, drehte seinen Kopf zur Seite und vermied es, den Gestank einzuatmen.

Jan stand im Wasser und ließ die Strömung in seichten Bewegungen an sich vorbeitreiben. Ihm ging das Getue seines Freundes mittlerweile auf den Geist. Er reagierte nicht auf sein Gemotze, von dem er kaum die Hälfte mitbekam. Das Rauschen der kleinen Wellen, die gekräuselt am Strand aufschlugen, und das Schreien der Möwen verschluckten die Worte seines Freundes.

Hätte Lasse vorher gewusst, was ihn erwartete, wäre er sicherlich ohne zu zögern mit Jan ins Wasser gegangen, anstatt den Strandpatrioten zu spielen. So lag das Unausweichliche direkt vor ihm, als er den Kopf zurückdrehte ...

Ein Aufschrei ließ Jan erschauern. »Verdammter Mist. Was ist das?« Lasse machte einen Satz zurück, landete kreidebleich auf dem Hintern. Schreiend stieß er sich mit den Füßen mehrere Meter nach hinten. Starnte mit weit aufgerissenen Augen in die Richtung, in der sein Freund noch immer auf dem Findling stand. »Was ist denn jetzt schon wieder? Mann, Alter, hast du sie noch alle? Ich hab echt gleich keinen Bock mehr«, Jan drehte seinen Kopf, sah seinen Freund schnaubend an. Der war bleich wie ein Leichentuch, sah aus, als hätte er einen Geist gesehen. Lasse versuchte, sich aufrecht hinzusetzen, hielt sich mit beiden Händen den Kopf und fing an, laut zu schreien.

»He, was ist los?« Jan war die Sache plötzlich unheimlich. Jetzt machte er sich Sorgen um seinen besten Freund, der brüllend am Strand saß. Die Worte, die Lasse dann auf einmal herausquetschte, würde er niemals vergessen. Sie kamen krächzend über seine Lippen und jagten seinen Puls nach oben. »Mann, Alter«, rief er, »das ist eine Hand! Ne verdammte Scheißhand!« Mit zitternden Fingern zeigte er auf die aus dem Sand herausragende Hand, die jetzt befreit von Sand und Kraut gut zu erkennen war. Eine feine, dunkelrote verkrustete Spur verlief entlang des Handgelenks und endete als roter Schatten im Sand.

Jan drillte die letzten Meter der Sehne überhastet zurück auf die Rolle. Rutschte vom Stein und konnte sich gerade noch im Schlick halten, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Hastig watete er mit klopfendem Herzen aus dem Wasser. Er ließ die Angelrute in den Sand fallen, stürmte auf Lasse zu und blieb geschockt vor ihm stehen. Ungläubig starnte er auf den Haufen, der direkt vor ihm lag.

Lasse hielt sich gequält die zitternden Hände vors Gesicht. »Das ist eine Hand, da liegt eine Leiche ...!«, schrie er. Seine Stimme überschlug sich. Der Nebel löste sich auf und gab die Tragweite des bizarren Strandguts frei. Dann war nichts mehr wie vorher, an diesem Samstagmorgen ...

FREITAG – ACHT TAGE ZUVOR

Lautes, helles Lachen drang von einem der fünf besetzten Tische, die direkt vor einer circa einen Meter hohen Steinwand standen. Die vor Jahren aufgetragene dunkelblaue Farbe fing an, stellenweise abzublättern, und die Teilchen wehten wie kleine Papierfetzen über die Terrasse. Abgefressen durch salzhaltige Luft, die überall ihren Tribut forderte. Die Mauer anscheinend allein deshalb errichtet, damit niemand der zahlreichen Gäste in den Abgrund stürzen konnte. Nicht einmal 20 Zentimeter hinter dem tischhohen Gemäuer würde man ohne angelegte Steinkante die Klippe hinunterstürzen. Was als absolut tragisch zu bewerten wäre und vermutlich dazu führen würde, dass man als zerschmetterte Strandleiche mit verrenkten Gliedern endete. Wer wollte das schon? Deswegen hatten die Besitzer als reine Sicherheitsmaßnahme genannte Mauer gebaut, die Böses bisher erfolgreich verhindert hatte. Das Lachen der jungen Frau, die mit einem Mann an einem der Tische saß, hallte erneut durch die Luft und steckte die anderen Gäste förmlich an, ebenfalls die Mundwinkel nach oben zu ziehen.

Der Tisch, von dem das Gekicher kam, stand direkt vor der Mauer, war mit lila Stoffdecken verziert, die an einen Strauß frisch gepflückten Flieders erinnerten, und war einer der begehrtesten. Auf der Freifläche gab genau dieser den allerschönsten Blick auf die, je nach Wetterlage, in allen Farbschattierungen schimmernde Ostsee und den Naturstrand von Katharinenhof frei.

Auf der Terrasse des Küstenblicks war es nicht mehr so angenehm warm und gemütlich wie noch vier Wochen zuvor. Und nicht alle der zwölf weißen Tische waren besetzt. Doch um die letzten Sonnenstrahlen des Nachmittags im herbstlichen Kleid zu genießen, saßen die Besucher, die das Restaurant aufgesucht hatten, draußen, dick eingemummelt in warme Jacken und Mützen. Vertieft in den atemberaubenden Meerblick.

Kaum ein Restaurant lag dichter am Wasser als dieses. Wenn man außer Betracht ließ, dass zwischen Terrasse und Wasser ungefähr fünf bis sieben Höhenmeter lagen. Direkten Zugang zum Strand gab es nicht, aber das war den Gästen anscheinend egal. Der Blick entschädigte sie für die Unzulänglichkeit, einen Umweg von ungefähr einem knappen Kilometer in Kauf nehmen zu müssen. Wer zum Strand wollte, musste gezwungenermaßen laufen oder das Auto benutzen. Das ansteckende Lachen sprühte erneut über die Terrasse. Die gut gelaunte Frau um die 30 strahlte über das ganze Gesicht und unterhielt sich angeregt mit einem Mann, der etwa im gleichen Alter war und neckisch blinzelnd ihre Hand in seiner hielt. Sie führten eine lebhaft Unterhaltung. Der Mann legte seine andere Hand auf das kleine Deckchen, das wegzufliegen drohte.

Markus Beiländer, der einzige Kellner auf der Terrasse, beobachtete das Pärchen mit unverhohlenem Blick und sah genervt auf seine Armbanduhr. Er blickte auf die wenigen Sonnenstrahlen, die gerade mit letzter Kraft durch die Baumwipfel aufs Wasser hindurchschienen. Gleich sind die weg, dann ist Feierabend, dachte er. Bevor die letzten Sonnenlichter zu verschwinden drohten, ließen sie das Wasser noch einmal stellenweise jadegrün aufleuchten. Es sah aus, als hätte jemand auf dem Grund eine Kerze angezündet. Drumherum bildete sich mit abnehmendem Sonnenlicht immer mehr graues Nichts, das

wie ein unersättliches dunkles Tier angeschlichen kam, um die grün leuchtenden Flecken gierig mit seinem gefräßigen Maul zu verschlingen. Gleich ist es vorbei, höhnte er in Gedanken und fing demonstrativ an, lautstark die Stühle an die Tische zu schieben.

Der Wind zwirbelte an den fliederfarbenen Decken und pustete rötlich braun gefärbte Blätter über die terrakottaroten Fliesen. »Typisches Fehmarnwetter«, raunte er in seinen nicht vorhandenen Bart. Die Frau, die immer noch in Gelächter ausbrach, zog sich ihre gestrickte Mütze über die Ohren. Es zog, und der Wind war kalt. Markus wurde an einen der wenigen besetzten Tische gerufen. Die Leute zahlten und verließen nacheinander die Terrasse. Vermehrt zogen schwere dunkle Wolken bedrohlich von Nordost herüber, und das schwarze Maul verschlang die Reste der grün schillernden Meerespflüzen. Das Nachtschattengebilde schob seine mächtige Mauer über den Strand und ließ ihn plötzlich düster und befremdlich erscheinen, hauchte Findlingen und angehäuften Strandgut auf seltsam unheimliche Art Eigenleben ein. Kein heimlicher Gedanke. Markus spähte über die Balustrade. Keine Menschenseele mehr da unten. Um diese Zeit geht doch sowieso keiner mehr am Stand spazieren. Viel zu einsam, zu ... Er unterbrach seine Gedanken und räumte Teller und Tassen auf sein Tablett.

Dass dieser vorhin noch wunderschöne Ort eine Woche später ein unheimlicher Strand des Grauens werden würde, konnte keiner ahnen. Auch Markus Beiländer nicht ... Der räumte weiterhin leer gewordene Tische ab und fegte mit der Hand lustlos Kuchenkrümel und Blätter herunter. Der schlaksige Mann von 1,80, der sich wie eine windende Schlange zwischen den Tischen bewegte, arbeitete seit vier Jahren im Küstenblick. Er tat es ausschließlich des Geldes wegen – fast ausschließlich ...

Ein Grund, warum er die Leute immer noch ertrug, war seine heimlich Angebetete. Die für ihn unerreichbare Traumfrau, die sein Herz bei jedem Gedanken an sie höher schlagen ließ. Sie hatte das wunderbarste Lächeln, die schönsten braunen Augen, die er jemals gesehen hatte. Markus nannte sie im Geheimen zärtlich »seine Fee«. Stand sie in seiner Nähe, pulsierte seine Halsschlagader wie ein Presslufthammer, trieb ihm bei jeder Begegnung augenblicklich Farbe ins Gesicht. Ansonsten war der lustlose Kellner in jeder Hinsicht eher ein blasser Mann. Kein aufregender Gigolo, kein Surftyp. Ein in sich gekehrter Einzelgänger, der am liebsten in Ruhe gelassen werden wollte. Ein wahrer »Döschkopf«, wie man es auf Fehmarn nannte. Als Kellner eigentlich überhaupt kein passender Mitarbeiter, aber es war nun einmal, wie es war. Bisher hatte er es immer geschafft, seinen Job trotz seiner Unfreundlichkeit zu behalten. Weil er gut arbeitete. Weil er schnell und pünktlich war, man sich auf ihn verlassen konnte. Punkt.

Jetzt stand er in schwarzer Hose und weißem akkurat gebügeltem Hemd gekleidet, im Türrahmen, hielt sein Tablett in der Hand und blickte gedankenverloren aus grauen stechenden Augen über die fast leere Terrasse. Er konnte es kaum erwarten, bis seine Angebetete, die seit vier Jahren in ihrem Urlaub hier mit ihm zusammenarbeitete, endlich wieder da war. Für ihn war sie das Einzige, was ihn länger auf dieser Insel hielt, als eigentlich geplant.

Bei dem Gedanken an sie musste er unwillkürlich lächeln. Es war ein stilles, überschaubares Lächeln. Ein beachtenswerter Zustand, wenn man bedachte, dass Markus ansonsten kaum den Mund verzog, geschweige denn, dass man einen freundlichen Zug um

seine Lippen zu sehen bekam.

Die Leute auf Fehmarn gingen ihm die letzten Wochen ziemlich auf die Nerven. Alle bis auf eine ... Es wird Zeit, dass die Saison zu Ende ist. Markus stöhnte und dankte Gott, dass es nicht mehr lange dauerte, bis er in die Wintersaison nach Österreich abhauen konnte. Da hatte er wenigstens Schnee. Er liebte Schnee. Alles war irgendwie wattierte, saubere Ruhe. Deckte den Dreck vergangener Monate einfach mit einer weißen bauschigen Decke zu. Und es war still. Windstill. Eine Ruhe, die er auf Fehmarn immer mehr vermisste, die ihn Ende Oktober jedes Jahr aufs Neue weglockte.

Er hasste den Wind, der hier immer irgendwie in jedweder Geschwindigkeit und aus allen erdenklichen Richtungen über die Insel tobte. Decken und Vasen von Tischen wehte, wenn Markus nicht schnell genug war, um alles in Sicherheit zu bringen. Der ihm Sand ins Gesicht fegte, wenn er es tatsächlich einmal schaffte, an einem freien Tag an den Strand zu gehen. Was allerdings wirklich eher selten vorkam. »Herr Ober. Zahlen bitte!«, rief der Partner der gackernden Wohlbehüteten und nickte ihm freundlich zu. Er schien immer noch einzig und allein damit beschäftigt zu sein, die Hand seiner Begleiterin und die flatternde Decke festzuhalten. Markus hob sein Tablett vor die Brust, ging zielstrebig auf den Tisch zu. »Kann ich sonst noch was für Sie tun?«, fragte er mit angedeutetem Diener. Höflich war er, da gab es keinen Zweifel. Der Mann schüttelte den Kopf, und Markus räumte zwei Könnchen, Tassen und Kuchenteller ab. Dann drehte er sich um und verschwand im Lokal. »Komischer Kauz, findest du nicht?«, sagte die Frau und fing wieder wie ein alberner Teenager an loszuprusten. »Pst, wenn der uns hört?«

»Ach, geh.«

Markus hatte natürlich Gesprächsfetzen mitbekommen, schmetterte das Tablett klirrend auf den Tresen und zog wütend den Bon aus der Kasse, um ihn ins Portemonnaie zu stecken. Er nahm ein feuchtes Tuch zum Abwischen der Tische in seine Hände und zwirbelte es zusammen, als würde er jemandem den Hals umdrehen wollen. Dabei verteilte sich jedoch nur austretendes Wasser vor ihm auf dem Fußboden. »Blöde Touris«, murmelte er. Mit einem lauten Knall schlug der Wind die Tür zu, und Markus drehte sich blitzartig um. Scheißwind. Ein Grund mehr, endlich zu verschwinden. Markus ging wortlos nach draußen. Funkelte mit den Augen und ging den restlichen Besuchern im riesigen Bogen aus dem Weg. Unter seiner Haut brodelte es, als er aus der Entfernung die letzten Gäste beobachtete. Und wenn man genau hinsah, konnte man seine abfällig zuckenden Mundwinkel entdecken.

Das gut gelaunte Pärchen war gegangen. Als er den Aschenbecher und die kleine Vase auf ein Tablett stellte, die Decke mechanisch zusammenlegte, blickte er gegen den Himmel, der sich mittlerweile restlos verdunkelt hatte. Die nun eingeschalteten schal dimmenden Laternen tauchten die Terrasse in diffuses Licht, das von den Bäumen herunterwehende Blätter wie schwarze Schmetterlinge aussehen ließ.

Markus strich sich mit der knochigen Hand die dünne Haarsträhne zurück, die ihm immer wieder ins blasse Gesicht fiel. Der Rest der aschblonden kinnlangen Haare hing kraftlos in fettigen Strähnen vom Kopf. Gleich Schluss, Gott sei Dank, dachte er und trug das Tablett in die Restaurantküche. »Der vorletzte Tisch für heute«, rief er dem Koch durch die Tür zu, der gerade dabei war, seine Messer in einer dafür vorgesehenen Tasche zu verstauen.

»Nur ein Pärchen sitzt noch wie festgeschraubt draußen am Tisch.« Der Koch fing lauthals an zu lachen. »Was lachst du denn so blöd, Idiot?«, zischte Markus, machte auf dem Absatz kehrt und verließ mit geballten Fäusten die Küche. Wütend überlegte er, ob er die letzten beiden in die Dunkelheit Starrenden vielleicht auf ihren Stühlen festmontieren sollte. Eingepackt in dicken Steppjacken saßen sie im Wind und ließen sich die Blätter um die Ohren fliegen.

Von wegen da arbeiten, wo andere Leute Urlaub machen. Alles gequirlte Kacke. Einfach festschrauben, dachte er und fixierte die beiden mit stechendem Blick. Er lauerte und hoffte, dass sie sich von seinen Blicken gestört fühlten und gleich zahlen würden. Es ist gleich sieben. Zu sehen ist doch außer dunklen Büschen und schwarzem Wasser sowieso nichts mehr. Der Wind heulte durch knackende Zweige, und das Rauschen der Wellen, die mit Getöse an den Strand schlugen, ließ seine Nackenhaare zu Berge stehen. Ist das unheimlich, brr. Er stellte sich demonstrativ in die offene Tür des Restaurants und verschränkte die Arme vor der Brust. Nicht nett, aber es hilft, dachte er und starrte auf die letzten beiden Gäste. Mir tun dermaßen die Füße weh. Beiländer wippte mit den Füßen und kratzte sich gefrustet am Hinterkopf.

»Hallo, Bedienung, können Sie jetzt endlich mal kommen, wir wollen schon seit einer halben Ewigkeit zahlen«, rief die pausbäckige Frau geringschätzig, die mit tomatenrot bemalten Lippen und viel zu dick aufgetragenem Make-up aussah, als wenn sie eigentlich zum Inselkarneval wollte. Nur der fand im Februar statt und nicht im Oktober. Spinnt die, ich warte schon die ganze Zeit, dass die endlich gehen. Die mit ihren Schweinsaugen ... Sie erinnerte ihn an eine dicke alte Fregatte, deren Rostschäden man immer nur wieder mit Farbe übertüncht hatte und der eine Grundüberholung auf dem Trockendock nicht schaden würde. Die fellumrandete Kapuze ihrer beigefarbenen Jacke, die den meisten Leuten schmeicheln würde, zeichneten die entgleisten Züge der schraubenden Trägerin nicht im Geringsten weicher. Der Mann ihr gegenüber, ebenfalls mit ein paar Kilo zu viel auf den Hüften, von dem Markus annahm, dass er ihr Ehemann war, saß peinlich berührt und wortlos daneben. Er schien das Kommando schon vor langer Zeit seiner Frau übergeben zu haben. Mann, der kann einem ja echt leidtun! Markus zog zischend die Luft durch die Zähne, drückte die Schultern nach oben. Es ließ ihn nicht unbedingt mächtiger erscheinen, aber er fühlte sich dann besser. Betont langsam stieß er sich vom Türrahmen ab und zerrte das Portemonnaie aus der hinteren Tasche seiner Hose. Dann zog er die linke Augenbraue nach oben, nickte mit dem Kopf und ging ins Lokal, um den Bon auszudrucken.

Markus kassierte, wartete, bis die beiden verschwunden waren, räumte den letzten Tisch ab und erstellte seine Abrechnung. »Feierabend«, rief er erleichtert. Normalerweise müsste sie eigentlich schon auf der Insel sein ...

»Mann, was für 'ne ätzende Woche.« Markus zerrte grummelnd seine graue Schimanskijacke vom Haken und verließ eilig das Restaurant. Er zog den Wagenschlüssel aus seiner Jackentasche und sah geschafft auf seine Armbanduhr. »Bloß weg hier. Eigentlich könnte ich später nachsehen, ob sie schon auf der Insel ist«, sprach er mit sich selbst. Er öffnete die Wagentür seines alten roten Coupés, dessen Farbe ausgebleichen und stumpf war und an dessen Metall der Rost heftig nagte. Die Unterseiten der Türen schienen allerdings am stärksten betroffen zu sein. Aufgeblähte braune Wülste wuchsen

aus dem Blech wie Pilze, die aus einem vergammelten Baumstumpf treiben. Markus wusste, wenn er die Tür zu hart zuschlug, zerbröselten die Rostpusteln und zerfielen zu Asche. Also vermied er Gewaltaktionen an der Hülle seines eigentlich längst schrottreifen Wagens.

Er zwängte sich hinters Lenkrad, zog die Tür vorsichtig zu sich ran, steckte den Schlüssel ins Schloss und startete den Motor. Nichts. »Is ja wieder klar. Los spring endlich an, alte Chaise!« Markus presste seine Lippen zusammen, runzelte die Stirn und rutschte auf dem Fahrersitz ein Stückchen nach vorn. Drehte noch einmal den Schlüssel im Zündschloss, hielt die Kupplung und gab gleichzeitig Gas. Krrr ... krrr ... krrr ... waren die einzigen krächzenden Geräusche, die der weit über 14 Jahre alte Wagen von sich gab. »Alter Schwede, spring endlich an!« Markus traute sich nicht, Luft zu holen, was mitnichten am ächzenden Motor lag. Im Innenraum des Vehikels stank es, als hätte jemand einen monatelang nicht gelüfteten, mit Parmesan überbackenen Schuhschrank geöffnet.

Markus fluchte. »Kauf dir endlich ein neues Auto«, hörte er den Koch grinsend rufen, der ebenfalls Feierabend hatte und fröhlich vor sich hin pfiiff. »Ach, halt's Maul«, zischte Markus bedrohlich leise. Anschließend kurbelte er mit der Hand die Seitenscheibe ein Stück herunter und rief: »Ja, dir auch einen schönen Feierabend, Affe.« Noch einmal versuchte er mit ungelungenen Bewegungen, seinen Wagen zu starten, schlug mit der flachen Hand wütend gegen das Lenkrad. »Spring endlich an, du alte Möhre. Sonst landest du endgültig auf dem Schrottplatz. Zum Kotzen!«

Als verstünde die Klapperkiste die Drohung, gab sie ein kratziges Geräusch von sich, ruckelte ein paarmal aufmüpfig und ... sprang an. »Sag ich doch«, rief Markus erleichtert, klopfte mit flachen Händen abermals gegen das Lenkrad und legte den ersten Gang ein. Erleichtert fuhr er mit durchdrehenden Reifen über bräunlich verfärbten blätterbedeckten Kiesboden vom Gelände. Aufgewirbelt flog das Blattwerk in die Luft und verteilte sich in neuer Formation auf feuchtem Boden.

In Vorfreude auf seine heimlich Auserwählte, die von Markus' Gefühlen nicht im Geringsten etwas ahnte, verließ er das Grundstück und fuhr pfeifend die endlos erscheinende Landstraße Richtung Burg. In der Allee, die einem im Sommer das Gefühl gab, durch einen herrlich grünen Tunnel zu fahren, drückte der Wind jetzt das Fahrzeug zur Seite. Ließ herabfallende Blätter vor gelblichem Scheinwerferlicht tanzen.

Um diese Jahreszeit ragten die dunklen knorrigen Äste, befreit vom Blattwerk, über die Straße, als griffen knochige Finger nach jedem, der sich ihnen näherte. Es war stockdunkel. Ganz schön unheimlich, wenn kein Fahrzeug einem entgegenkommt. Hier möchte ich nicht tot überm Zaun hängen. Markus schüttelte sich. Dann war die Allee, die im Sommer zu einer der schönsten der Insel gehörte, zum Glück zu Ende.

Fünf Minuten später erreichte er Burg, fuhr über das Kopfsteinpflaster durch das Herz der Altstadt. Die Geschäfte hatten mittlerweile geschlossen. Alle, bis auf das Kaufhaus am Markt. Dort schoben Mitarbeiter immer noch Kleiderständer mit Jacken in allen Größen und Farben durch die Eingänge, damit sie die Türen schließen konnten. Markus zuckelte über die holprige Pflasterstraße, parkte ein paar Meter weiter am Ende der Straße vor einem Dönerladen.

Keine zehn Minuten später schwang er sich wieder hinter das Lenkrad, legte einen in Alufolie verpackten Kebab auf den Beifahrersitz und startete mit einem Stoßgebet den Motor. »Bitte, bitte spring an.« Das Coupé tat ihm tatsächlich den Gefallen, und Markus verließ pfeifend Burg. Er fuhr die kilometerlange Blieschendorfer Allee bis zum Ende. Die hatte ihrem Namen bis vor ein paar Jahren noch alle Ehre gemacht. Eingerahmt von hochgewachsenen Pappeln, war sie ein Wahrzeichen der Insel. Mittlerweile waren die Bäume komplett abgeholzt und stellten keine bestaunenswerte Baumallee mehr dar, sondern eine kahle langgezogene Strecke, die einzig dazu verleitete, schneller zu fahren, als erlaubt. Auf einmal war sie eben nur noch eine öde Landstraße wie viele andere auch.

Kurze Zeit später bog er Richtung Strukkamp ab. Kurvte mit zusammengekniffenen Augen angestrengt auf der schmalen unebenen Straße, um nicht irgendwo noch im Straßengraben zu landen. Mittlerweile war es kurz vor acht. Er musste höllisch aufpassen, damit er die Abfahrt zum Parkplatz der Fehmarnsundbrücke nicht verpasste. Die Strecke war einsam heute Abend. Aber eigentlich war sie immer einsam. Ein paar Anwohner, Camper, ein paar Sundläufer. Aber selbst für die war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Zu spät, zu dunkel, zu nah am Winter. Jetzt war es einfach beklemmend und düster. Markus kribbelte es unangenehm im Nacken. Es sollte nicht das letzte Mal sein, dass ihn dieses Gefühl beschlich. Mann, was ist das hier für ein Müll.

Der Wagen rüttelte ihn durch. Die Straße zum Parkplatz war ausgesprochen uneben und von Löchern übersät, die der letzte harte Winter hinterlassen hatte. Der schwächliche Kellner fluchte über jedes Loch, das den Unterboden hart aufschlagen ließ. Der Wagen scheppte bei jeder Vertiefung an allen Ecken und Kanten, und Markus hatte Angst, er würde auseinanderbrechen. Die Achsen stöhnten wie altersschwach quietschende Bettfedern unter jedem gnadenlosen Aufprall. Der Kellner sah die trüb pfirsichfarbene Nachtbeleuchtung der Sundbrücke gespenstisch auf sich zukommen.

Gleich hab ich's geschafft. Während er angestrengt den Weg entlangfuhr, knurrte sein Magen wie eine knarrende Tür. Markus bog ein, fuhr über den holprigen Sandweg, bis er halten musste, weil er ein paar Meter weiter zu Ende war. Er legte den Rückwärtsgang ein, stoppte vor einem Stromkasten und stellte den Motor aus. »Mann, hab ich einen Hunger«, brummte er, während er das Fahrlicht ausschaltete. Jetzt will ich erst einmal meinen Döner essen. Der ist wahrscheinlich schon kalt. Hastig zog er das silberfarbene verhüllte Päckchen auf seinen Schoß und wickelte es mit schnellen Bewegungen aus. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Er vertilgte sein türkisches scharf gewürztes Brötchen in weniger als zwei Minuten. Wischte sich mit der von Knoblauchsauce aufgeweichten Serviette die herunterlaufenden Soßenreste aus den Mundwinkeln und seufzte genüsslich. Dann knüllte er die Alufolie zusammen, warf sie in den Fußraum der Beifahrerseite.

Mit einem Griff klappte er das Handschuhfach auf, zog eine angerostete Taschenlampe aus Metall heraus, öffnete die Fahrertür und stieg aus. In dem Moment riss ihm der Wind ohne Vorwarnung die Wagentür aus der Hand, schlug sie ruckartig bis zum Anschlag. Es knarrte verdächtig. »Hehe«, fluchte er, zerrte sie mühsam zurück und drückte sie ins Schloss. Da wird einem aber echt anders. Warum musste ich auch hierherfahren? Hab sie doch echt nicht mehr alle. Und alles für ... Wortlos schüttelte er den Kopf, zog den Reißverschluss seiner Jacke bis zum Kinn, stemmte sich mit gebeugtem Oberkörper gegen

die Böen. Die feinen Haare wehten Markus ins Gesicht, und er versuchte, sie mit der freien Hand zurückzustreifen. Mit Unbehagen in der Magengegend trottete er mit eingeschalteter Lampe an den wenigen Häusern entlang, bis auch der unebene Sandweg endete. Er zog die Schultern hoch, als wäre er eine Schildkröte, die ihren Kopf in ihrem Panzer verstecken wollte. Nur, so viel Schutz konnte ihm der Kragen seiner Jacke nicht bieten, sollte jemand aus den Büschen springen. Er malte sich aus, wie ein Zombie mit hängenden Leffen sich aus der Dunkelheit auf ihn stürzen und in seinem Nacken verbeißen würde ...

Das Licht der Taschenlampe flackerte bei jeder Bewegung, als gäbe sie jeden Moment den Geist auf. Markus klopfte fluchend mit der Hand gegen das Metall, um den Batterien einen Ruck zu geben, damit sie sich aneinander reiben konnten. Manchmal half es. Zumindest bei seiner Fernbedienung funktionierte es ab und zu. Aber eben nur ab und zu. Hier verstärkte es das unruhig abgehackte Flackern aber umso mehr. Er schimpfte: »Jetzt verrecken auch noch die Batterien. Ich werd wahnsinnig! Wenn das Licht ausgeht, seh ich gar nichts mehr. Was für ein Mist!« Vor ihm lag ein etwa 30 Zentimeter breiter, fast völlig zugewucherter Trampelpfad, der selbst mit Taschenlampe so gut wie nicht auszumachen war. Um ihn herum knackten Büsche, knisterte Schilf furchteinflößend.

»Wie kann man hier draußen nur wohnen?«, fauchte er. »Mehr als unheimlich!« Der Wind fegte beißend über sein Gesicht, tätowierte feine Nadelstiche auf die Haut. Markus fing an zu frösteln, versteckte Mund und Nase hinter dem Kragen der grauen Jacke. Die Hoffnung, seine heimlich Angebetete zu sehen, trieb ihn an, ließ ihn Schritt für Schritt durch die Dunkelheit weiterlaufen. Der schlaksige Kellner unterdrückte seine Angst, versuchte, die undefinierbaren Geräusche um sich herum zu verdrängen. Als er ein paar Meter vor sich einen schwachen Lichtschein erkannte, seufzte er mehr als erleichtert. Schaltete die nur noch glimmende Taschenlampe aus und ließ sie in seiner Jackentasche verschwinden. Er wollte auf keinen Fall, dass ihn irgendjemand sah. Es war sein gut gehütetes Geheimnis, und das sollte es bleiben. Katrin durfte niemals erfahren, dass er in sie verliebt war. Sie würde mich auslachen und ich wäre das Gespött von ganz Burg. Davon war er überzeugt. Wer will schon einen Loser wie mich zum Freund?

Ohne Vorwarnung streifte etwas Hartes seinen Arm. Markus sprang mit einem lauten Aufschrei erschreckt zur Seite. »Mann eh«, eisiges Kribbeln kroch unter seine Klamotten, schnürte ihm die Kehle zu. Er griff den Ast, der seine Schulter gestreift hatte, und schlug ihn mit der Faust zurück. Mann, Alter, krieg dich wieder ein. Markus schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Idiot.«

Wenige Schritte weiter stand er vor dem umwucherten Grundstück. Er wusste von Katrins Erzählungen von dem Haus am Sund, in dem ihre Tante lebte und auch sie ihre Zeit verbrachte, wenn sie auf der Insel war. Tastend suchte er mit beiden Händen eine passende Lücke im Gestrüpp, bog die Äste auseinander, die unentwegt in sein Gesicht peitschten, zwängte sich windend hindurch. Endlich stand er auf dem großzügigen Gelände. Fast ausschließlich Rasenfläche, wenn man 30 Zentimeter hoch gewachsene Grashalme, die über die gesamte Fläche wucherten, überhaupt als Rasen bezeichnen konnte. Naturgarten. Umrahmt von dunklen Sträuchern und Büschen, die er in der Dunkelheit nicht klassifizieren konnte.

Der Mann, dem nicht wohl in seiner Haut war, schob sich in eine nicht einsehbare Ecke

zwischen das Buschwerk, sodass ihn niemand entdecken konnte, er aber alles genauestens überblickte. Von hier aus kann ich alles gut sehen. Besonders das Wohnzimmer. Das bodentiefe Panoramafenster lag zum Garten hin. Eine Lampe in Form eines rot-weißen Leuchtturms, der auf einem runden Holzsockel, einer Art Säule, stand, spendete warmes Licht, das die davor liegende Terrasse ein Stück erhellte. Dass der maritime Turm ein paar Jahre zuvor fast Anlass eines Streits gewesen war und für das Leben einiger Personen eine weitaus wichtigere Rolle spielte, ahnte Markus nicht.

Keinerlei Gardinen verhinderten den Blick ins Zimmer. Soweit Markus es aus der Entfernung überschauen konnte, hingen schmale Storen an den Seiten, die ihn nicht störten. Niemand hielt sich in dem gemütlich und farbenfroh eingerichteten Raum auf. Hier sieht mich garantiert keiner! Mmh ... das Auto von Katrin steht nicht auf dem Parkplatz. Vielleicht ist sie noch gar nicht auf der Insel, überlegte er. 'ne halbe Stunde warten kann nicht schaden. Vielleicht ist sie mit dem Zug gekommen, und ihre Tante holt sie vom Bahnhof ab.

Der Wind winselte erbärmlich, klang wie das Jaulen eines Hundes. Markus hatte das beklemmende Gefühl, dass er immer stärker wurde. Laufend schlugen ihm harte Zweige ins Gesicht, und er fluchte wie ein Waschweib. Es hatte den Anschein, als wollten sie ihn mit aller Macht zwingen, das Grundstück schnellstens zu verlassen. Markus zwang sich, ruhig zu bleiben. Es würde ihn verraten, wenn er hier lautstark rummotzte. Mit beiden Händen versuchte er, die Ruten festzuhalten, damit sie seine Haut nicht trafen. Immer wieder drehte er den Kopf weg, ließ sie an seiner Schulter abprallen. »Verdammt noch mal.« Hastig hielt er sich die Hand vor den Mund. Wenn mich hier irgendjemand hört, bin ich am Arsch.

Mit zwiespältigen Gefühlen und einer jämmerlichen Angst stand Markus länger als 20 Minuten auf verlorenem Posten im kalten Getöse. Fragte sich, was er auf dem Grundstück einer ihm fremden Person zu suchen hatte. Schalt sich selbst einen Narren. Zitternd schlug er die Arme um seinen klappernden Körper, um sich zu wärmen. Alles nur, weil ich Katrin sehen will. Irrsinn. Fünf Minuten noch, dann verschwinde ich. Was bin ich für ein Vollidiot. Wenn die mich jetzt hier ...

Es knackte. Ein Geräusch, das er nicht zuordnen konnte und das sich befremdlich anhörte, riss ihn schlagartig aus seinen Gedanken. War das ein abgebrochener Ast? Sein Herz fing wild an zu klopfen. Markus stellte seine Ohren auf, als wäre er eine lauernde Katze, die Gefahr witterte. Vorsichtig drehte er seinen Kopf in die Richtung, aus der er den Laut vernommen hatte. Ohne einen einzigen Ton von sich zu geben, verharrte er erstarrt in seiner Bewegung. Da ist nichts, hab mich bestimmt verhört.

Abermals knackte es. Plötzlich hörte er Schritte. Sein Puls raste. Dann entdeckte er eine schwarze Gestalt, die sich durch die quietschende angelehnte Gartentür schlich. Sie blieb einen Augenblick stehen, huschte mitten durch die wadenhohen Gräser. Ist das Katrin? Blödsinn, die würde wohl kaum durch den dunklen Garten schleichen. Ohne Tasche? Aber wer zum Teufel ...? Seine Augen verengten sich, versuchten angestrengt, die Person zu erkennen. Unmöglich. Sie huschte auf die Terrasse und verschaffte sich aus einiger Entfernung anscheinend einen Überblick. Die Ecke, in der sie stand, wurde nicht vom Licht der Lampe ausgeleuchtet, und so konnte sich die Person im Dunkeln völlig unbeobachtet

fühlen.

Markus erkannte auch ohne Licht, dass der unheimliche Besucher eine Mütze oder Ähnliches über den Kopf gezogen hatte, in die schmale Schlitze für die Augen geschnitten waren. Markus schluckte und spürte, wie seine Kehle austrocknete, ihm blieb die Spucke weg. Was zum Teufel ist hier los? Er wagte nicht, sich auch nur einen Millimeter zu bewegen, hielt den Atem an und schluckte. Seine Kehle brannte. Die Halsschlagader pulsierte, als beherbergte sie einen fetten Regenwurm, der sich unter seiner Haut zu winden begann. Der Wind heulte, und die Äste klatschten ihm brutal ins Gesicht. »Ahh«, stöhnte er, presste die Lippen zusammen, bis sein Kiefer schmerzte. Was für ein Dreck ist das hier?

Der schwächliche Kellner war nie heldenhaft gewesen wie die Figuren in den Romanen, die er in seiner Freizeit verschlang. Er war ein Feigling. Nicht mutig genug, um sich im Dunkeln in einer derart unheimlichen Umgebung einer schwarzen Gestalt in den Weg zu stellen. Eines ist mit Sicherheit klar: Das da vorn ist garantiert nicht Katrin. Wilde Gedanken jagten durch seinen Kopf, während der Eindringling sich bückte, nach einem am Boden liegenden Ast griff und mit leichten Schlägen gegen die überdimensionale Fensterscheibe hämmerte. Was soll das jetzt? Ist der irre? Der will die Scheibe einschlagen, will einbrechen! Alles in ihm arbeitete auf Hochtouren. Bloß nichts riskieren, einfach nur weg. Aber wie? Er durfte sich nicht bewegen, sonst bemerkte der Einbrecher ihn in seinem sicher geglaubten Versteck.

Fieberhaft überlegte er, wie er sich, ohne Aufsehen zu erregen, aus dem Staub machen konnte, um aus sicherer Entfernung Hilfe holen zu können. Aber es gab keine andere Möglichkeit, als still in seinem Schlupfwinkel zu verharren. Ich kann von hier aus nicht mal die Polizei rufen, stellte er deprimiert fest.

Plötzlich ging der Kronleuchter im Wohnzimmer an. Mit seinen nach oben geschwungenen Messingarmen hing er von der Decke. Ein Oktopus mit langen Tentakeln, die, mit vielen bunten Glasperlen behängt, wie Edelsteine glitzerten und irisierende Lichtpunkte an die Wand warfen. Die Leuchte erhellte den Raum und die angrenzende Terrasse. Das muss Katrins Tante sein, mutmaßte er. Sie betrat das Zimmer, sah sich irritiert um. Sie ist also doch da!

Charlotte Hagedorn stand mit nackten Beinen, den Bademantel mit einem Gürtel um ihre Taille geschlungen, unschlüssig im Raum und schüttelte ihre nassen schulterlangen Haare. Anscheinend hatte sie eben geduscht. Sie ging barfuß zur Terrassentür und öffnete sie. Wahrscheinlich um nachzusehen, ob der Wind im Garten etwas heruntergerissen hatte.

Markus wollte schreien, hielt sich jedoch erschreckt die Hand vor den Mund. Charlotte schaute auf den Kaffeehaustisch, der in der Ecke vor der Garage stand. Markus beobachtete, wie sie einen Schritt vor die Glastür trat. Aber da lag nichts am Boden. Gar nichts. Charlotte strich sich mit der Hand eine nasse Haarsträhne aus der Stirn, und es sah aus, als wollte sie gerade wieder ins Wohnzimmer treten. Markus fiel ein Stein vom Herzen. Ja, geh wieder rein, geh rein und schließ die Tür!

Die dunkle Figur verharrte im Lichtschatten und schien abzuwarten. Markus wollte schreien. Aber kein einziger Ton drang zu den beiden Personen auf der Terrasse. Er versuchte stattdessen, sich noch weiter in die Büsche zu quetschen. Plötzlich sprang die

schwarze Gestalt aus dem Schatten auf Charlotte zu. Schwang den Ast in der Luft, holte aus und schlug ihn ihr mit voller Wucht ins Gesicht. Charlotte taumelte und riss instinktiv die Arme in die Höhe.

»Nein ... aaah ... Hilfe!«, schrie Charlotte verzweifelt. Der Einbrecher ging aufs Neue mit dem Holzstück auf sie los. Wortlos holte er immer wieder aus, schlug erbarmungslos und zerstörerisch auf die Frau ein. Charlotte hatte die Arme hochgehoben und hielt die Hände schützend vors Gesicht, schrie flehend um Hilfe. Blut spritzte aus aufgeplatzten Wunden an Händen und Kopf, dann strauchelte sie, fiel zu Boden. Stöhnend blieb die 69-Jährige liegen. »Bitte«, hörte er sie mit brüchiger Stimme betteln, »bitte lassen Sie mich, hören Sie auf, tun Sie mir nichts.« Die gequälten Schreie gingen Markus durch Mark und Bein. Er war unfähig, sich zu rühren, konnte sich nicht bewegen, keinen Laut von sich geben. Es war, als hielten unsichtbare Hände ihn wie ein Schraubstock fest. Der Schock schnürte ihm die Kehle zu. Er wusste, dass die Lage aussichtslos war. Ahnte, dass die Tante seiner Angebeteten einer Katastrophe entgegenging, wenn er ihr nicht half. Aber er konnte nicht, selbst wenn er gewollt hätte. Seine Angst lähmte ihn, ließ ihn bewegungsunfähig verharren. Das Blut in seinen Adern gefror. »Verdammt, was soll ich tun?«, flüsterte er.

Die Schläge prasselten erbarmungslos auf den Körper der Frau. Sie wand sich wie ein Wurm hilflos am Boden. Markus versuchte krampfhaft, Luft zu holen, japste, sog mühsam den Sauerstoff ein, hielt den Atem an. Panische Angst fraß sich durch seine Eingeweide, presste sein Herz zusammen, lähmte jeden klaren Gedanken.

Charlottes Schreie gingen in flehendes, hilfloses Wimmern über. Markus sah, wie sie verzweifelt versuchte, ihren Kopf anzuheben. Sah, wie der Angreifer sich aufrecht vor Charlotte aufbaute, seinen Fuß, der in einem derben Stiefel steckte, hob und der am Boden liegenden Frau mit brachialer Gewalt immer wieder in die Seite trat. »Nein, bitte nicht«, hörte er das Wimmern von Katrins Tante, dann wurde es ruhig. Ein letzter brutaler Fußtritt landete in Charlottes Gesicht, das sich nicht mehr regte, dann brüllte nur noch der Wind über der Terrasse. Es war vorbei ...

Oh Gott, sie ist tot! Was hab ich getan? Ich bin schuld! Markus stand geschockt, mit zitterndem Körper im Gebüsch, schlug die Hände vors Gesicht. »Das wird reichen«, waren die einzigen Worte, die von der Terrasse zu ihm herüberdrangen. Die Gestalt senkte ihren Kopf, schaute auf die Frau, die regungslos am Boden lag, und gab ihr einen letzten Stoß mit dem Fuß. Sie rührte sich nicht mehr.

Dann zog sich die unheimliche Hauptfigur in diesem grausamen Bühnenstück die Mütze vom Kopf, ohne einen weiteren Blick an die Verletzte zu verschwenden. Stürmte ins Wohnzimmer, riss Schubladen aus dem Schreibtisch, wühlte zwischen Papieren und Unterlagen. Verstreute Ordner und zahllose Blätter auf dem Boden. Der Einbrecher blieb unschlüssig mitten im Zimmer stehen, ging auf die Säule zu, griff nach der Leuchtturmlampe und schmetterte sie wütend auf den Dielenboden. Mit dem Fuß trat er ein paarmal darauf, bis die Leuchte zerbeult in der Ecke lag. Er griff nach einem Bild, das an der Wand hing und zerfetzte, soweit Markus es erkennen konnte, mit einem Messer die bemalte Leinwand. Ungläubig starrte Markus auf das, was er sah. Wieso wühlt der in Papieren herum, zerstört Gegenstände? Und warum nimmt er nichts mit? Es steht doch genügend rum, was wertvoll zu sein scheint. Markus schüttelte sich. Alles war so

verwirrend. In dem Moment drehte der Schläger den Kopf zum hell erleuchteten Fenster, sodass das Profil für ein paar Sekunden im Lichtschein des Lüsters deutlich zu erkennen war.

Markus Beiländer sah ein Gesicht, das er kannte. »Oh nein ...«, presste er hervor und hielt sich, seiner Worte bewusst, geschockt die geballte Faust vor den Mund. Die schwarz gekleidete Figur drehte sich ruckartig um, hechtete mit den geschmeidigen Schritten einer Wildkatze zurück in die Dunkelheit. In Sekundenbruchteilen stülpte sie sich die Mütze wieder über den Kopf. Bückte sich, nahm den schweren Ast in die Hand, schlich langsam auf Markus' Versteck zu. Er wagte nicht zu atmen, hoffte, dass man ihn nicht entdeckte. Er duckte sich, versuchte verzweifelt, sich unsichtbar zu machen, hockte regungslos im Gebüsch. Bitte nicht! Seine Halsschlagader pulsierte so stark, dass er das Gefühl hatte, sie würde gleich platzen. Beruhige dich, Junge, niemand hat dich gesehen!

Der Angreifer blickte sich um, lauschte, ging einen Schritt, blieb stehen. Der Sturm pffiff durch die Büsche, dass es in Markus' Ohren dröhnte. Man kann mich nicht gehört haben. Der Kellner presste die Lippen zusammen, um jedes noch so kleine Geräusch zu vermeiden. Die Astenden stachen ihm in die Haut seines Nackens. Der Schmerz wurde unerträglich. Nicht bewegen. Nicht atmen. Die Hand des Fremden bog einzelne Zweige ein paar Meter vor seinem Versteck hinunter. Ein peitschender Knall, ein Ast schnellte zurück und traf die dunkle Gestalt am Kopf. »Au ...«, fluchend drehte sich der Angreifer um, hielt sich die Hand an die getroffene Stelle. Warf wütend das Holzstück, das ihm als Waffe gedient hatte, in den angrenzenden Knick. Er blieb noch einmal stehen, als hätte er doch ein Geräusch wahrgenommen, wendete sich aber ab und verschwand genauso leise, wie er gekommen war.

Markus sah sich verängstigt um, atmete tief ein und ließ den Sauerstoff seine Lungen aufpumpen. Nach weiteren für ihn unendlich erscheinenden Minuten hangelte er sich durchs Gestrüpp. Er war sich sicher, dass die Person verschwunden war. So schnell er konnte, rannte er auf die etwa 20 Meter entfernte Terrasse zu. Immer wieder drehte er sich um, aus Angst, der Angreifer könnte zurückkommen. Bei Charlotte angelangt, fiel er besorgt auf die Knie, hielt sein Ohr dicht über ihren Mund, horchte, ob sie noch atmete. Er wusste nicht genau, was er tun musste, aber er zögerte nicht, hielt instinktiv seine Finger an ihren Hals, suchte nach ihrem Puls. »Schwach, aber sie lebt«, flüsterte er, zog mit zitternden Fingern sein Handy aus der Hosentasche und wählte im Schein der Lampe die Nummer der Polizei.

»Hörn Sie«, sagte er so leise wie möglich, »hier liegt eine schwerverletzte Frau im Garten. Ein Überfall ... ja ... Überfall! Sie müssen sofort kommen ... Äh ... in Struckamp ... das letzte Haus vom Parkplatz aus ... Wissen Sie nicht? ... Mann, die Frau stirbt, wenn Sie nicht gleich hier anrollen!«, brüllte er. »Ja genau, da, wo die Häuserreihe zu Ende ist ... Das einzelne Haus, das versteckt hinter den Bäumen liegt ... Mein Name? Der spielt keine Rolle ... Kommen Sie! Schnell, sonst stirbt die Frau«, rief er und schaltete ohne abzuwarten sein Telefon aus.

Was, wenn der Teufel sich noch irgendwo versteckt hält? Was mache ich, wenn ... Er fegte mit einer Handbewegung den Gedanken aus seinem Kopf, schaute auf Charlotte. Unsicher sah er sich immer wieder um. Überall knackte und raschelte es, verursachte ihm

einen Schauer nach dem anderen. Dazu das fürchterliche Gejaule des Windes, der herabfallende Blätter über die hell beleuchtete Terrasse pustete. In seinem Leben hatte er noch nie so viel Angst verspürt wie in diesem Augenblick. Der Teufel in Menschengestalt hatte Markus' Leben von einer Sekunde auf die andere durcheinandergebracht. Obwohl er als erwachsener Mann mit beiden Beinen im Leben stand, sich eigentlich vor nichts mehr fürchten sollte. Dieser Teufel brachte den Tod, das wusste der verängstigte Mann genau.

Er sprang auf, schlich sich durch die Terrassentür ins Wohnzimmer, sah sich kurz um, schnappte sich ein Kissen und eine Wolldecke von der Couch. Dann lief er zurück zu der bewusstlosen Frau. Vorsichtig hob er ihren Kopf, der an mehreren Stellen blutete, auf das Kissen, schloss den Bademantel und legte die Decke über ihren zerschundenen Körper. Ihr rechter Arm lag eigenartig verdreht auf den kalten Fliesen. Markus wagte nicht, ihn anzuheben, um ihn auf ihren Bauch zu legen. Es sieht aus, als sei er gebrochen. Wenn ich den jetzt bewege, mach ich nur noch mehr kaputt!

Die Minuten schlepten sich, erschienen ihm wie endlose Stunden. Dann hörte er in der Ferne eine Polizeisirene. Das Blinken blau leuchtender Warnlichter schimmerte schwach durch das Unterholz. Erleichtert atmete er auf, vergewisserte sich noch einmal, ob Charlotte atmete, erhob sich und wartete, bis er sicher sein konnte, dass die Beamten in wenigen Minuten am Haus waren. Mucksmäuschenstill verließ er die Terrasse, huschte über die Rasenfläche, drängte sich zurück in die Büsche, wartete. Endlich kamen sie. Zwei Polizisten, im Schlepptau zwei in Weiß-Orange gekleidete Männer. Lautstark liefen sie mit hell leuchtenden Lampen am Gelände vorbei und steuerten direkt auf die Eingangstür zu.

Das war der Moment für Markus, endgültig zu verschwinden. Die einzige Frage, die ihn ununterbrochen beschäftigte, war: Wird Charlotte das überleben? Und was führte der Teufel im Schilde?

Zweieinhalb Stunden später an einem anderen Ort: Es war dunkel, als die Gestalt im Kapuzenpullover sich hinhockte und mit einem einzigen Schlag den Nagel durch den Gummi trieb. Dann zog sie ein Messer und ritzte millimetertief ins Material, sodass der Schnitt mit bloßem Auge nicht zu sehen war. Diabolisch grinsend verschwand der schwarzgekleidete Schatten ungesehen ...

SAMSTAG

Warum ist immer alles so schwierig. Was hab ich denn bloß verbrochen? Katrin Duvenstedt stand am Fenster, raufte sich mit beiden Händen ihre ungekämmten Haare, die in weichen Wellen über die Schultern reichten, während sie gähnend auf die gegenüberliegenden Häuserwände starrte. Sie zog am Bund ihrer Jeans, die schlotternd auf schmal gewordenen Hüften saßen, als gehörten sie einer Fremden. In den letzten Wochen hatte sie mehr als vier Kilo abgenommen und fühlte sich ziemlich geschwächt. Der cremefarbene weite Strickpullover, unter dem ein dunkles Shirt durchschimmerte, verhüllte zwar ihre Zartheit, ließ sie allerdings noch zerbrechlicher aussehen. Barfuß stand sie am Wohnzimmerfenster ihrer Hamburger Altbauwohnung, reckte müde ihre Arme in die Luft und war deprimiert. Selbst der frisch aufgebrühte Kaffee, der gerade blubbernd durch die Kaffeemaschine lief, konnte sie nicht wirklich aufmuntern. Dabei verbreitete er einen wunderbaren Duft in der gesamten Zweieinhalbzimmerwohnung, weckte normalerweise ihre müden Lebensgeister. Aber heute war die Luft endgültig raus.

Katrin ging mit patschenden Schritten über den Dielenboden in die zwölf Quadratmeter große gemütliche Küche, stellte sich auf die Zehenspitzen und sah aus dem kleinen schmalen Fenster, das in der Ecke hinter der Spüle eingebaut war. Von hier aus konnte sie in den Hinterhof blicken. Oft kam sie sich wie ein Spanner vor, der im Dunkeln auf beleuchtete Fenster stierte, um am Leben fremder Leute teilzunehmen.

Müde griff sie nach einem der fünf Keramikbecher, die an Wandhaken vis-à-vis der Tür hingen. Füllte ihn mit Kaffee, nahm die Milchpackung aus dem Kühlschrank und goss Milch zum schwarzen Gebräu. Gedankenverloren rührte sie mit einem Teelöffel so lange im Becher herum, bis ein Teil des Getränks überschwappte und sich plätschernd auf der Arbeitsplatte ausbreitete. Oh Mann! Warum passiert das immer mir? Neuerdings hab ich wirklich nur noch Mist an der Backe. Zerstreut wischte sie mit einem Geschirrhandtuch die Pfütze weg, warf es anschließend ins Waschbecken, um es auszuspülen. Dann schmiss die 27-jährige Brünette das Handtuch in die Waschmaschine und polierte mit einem weichen Tuch das Becken, bis sie sich darin hätte spiegeln können. Katrin war sehr ordnungsliebend und fühlte sich am wohlsten, wenn alles picobello sauber war.

Mit einer gewissen Genugtuung nahm sie den Becher in die Hand und hielt ihn sich unter die Nase. Sie inhalierte den aromatischen Geruch, bis ihre Nasenflügel zu beben anfangen, und trottete wieder zurück ans offene Fenster. Es roch nach Kaffee, roch nach modrigen Blättern mit einer feinen Nuance Elbwasser. Katrin atmete tief ein und gähnte. »Mmh ... die Luft riecht richtig nach Herbst.« Katrin nahm beflügelt einen Schluck Filterkaffee, während sie mit halb geöffneten Augen die vorbeiziehenden Wolkenformationen beobachtete.

Die lindgrünen Vorhänge im Zimmer bewegten sich durch den leichten Luftzug und verpassten der Wohnung einen Frischekick. Wie jeden Morgen hatte Katrin alle vier Fenster im vorderen Bereich der Wohnung geöffnet, um den muffigen Altbau Geruch nach draußen zu scheuchen. Die frische Luft tut meiner Stimmung richtig gut, dachte sie und klackerte mit ihrem Fingernagel gegen ihren Becher. Stimmungsschwankungen begleiteten sie seit

Längerem, und sie versuchte immer wieder aufs Neue, sie zu vertreiben. Wie den Altstadtmiel in ihrer Wohnung.

Seit der Trennung von ihrem Freund vor mehr als einem halben Jahr empfand sie alles um sich herum als ziemlich öde und grau. Dabei hatte sie die Beziehung selbst beendet, weil er sie betrogen hatte. Du hast Schluss gemacht, Katrin Duvenstedt. Normalerweise leidet doch der, der verlassen wird, oder? Und warum leide ich dann so? Hast es doch selbst so gewollt, Duvenstedt. Katrin nickte und zog den Vorhang mit einem kurzen Ruck zur rechten Seite. Egal. Ich will nicht mehr drüber nachdenken, er ist es einfach nicht wert, dachte sie und sah aus dem Fenster. Der kann mich mal kreuzweise ...

Dabei hatte die Beziehung so erfolgversprechend angefangen. Sie hatten sich bei einem Surf Cup auf Fehmarn kennengelernt und festgestellt, dass sie das gleiche Hobby hatten: Wellenreiten. Von da an verbrachten sie viel Zeit miteinander am und auf dem Wasser. Irgendwann gaben sie sich am Strand den ersten Kuss ...

Katrin seufzte, inhalierte die herzhafte Luft, die um diese Zeit noch nicht verpestet war. Von Fahrzeugen, die spätestens ab 9 Uhr die Straßen verstopften, vor immerwährend roten Ampeln standen und ihre Autoabgase verteilten. Ihren üblen Atem durch Hamburgs Gassen pusteten, der sich wie ein Moloch voranschob. Trotzdem liebte sie die Straßen der Schanze, die später, von Restaurantgerüchen geschwängert, ihre Nebelwände aus Gewürzdüften aller Herren Länder durch das Viertel schoben. Stadtteile wie diese hatten diesen besonderen Geruch, mussten einfach so riechen.

Katrin fühlte sich zurzeit wie der Abgasdunst in Hamburgs Straßen. Vollgestopft mit verpesteten Hiobsbotschaften, die sich in ihrem Kopf eingenistet hatten, sich ausbreiteten, ohne dass sie sich dagegen wehren konnte. Wenn man sie ansah, konnte man fast erschrecken. Sie hatte in den vergangenen Monaten die Maße eines Modells angenommen. Die eines Magermodells. Worüber sie selbst zwar nicht unbedingt traurig war, aber es schwächte ihren Körper. Dabei war sie überhaupt nicht der Typ, der mit sich und der Welt haderte, zweifelte. Sie ging normalerweise fröhlich und neugierig durchs Leben. War positiv und offen. Aber der Herzschmerz um ihre verlorene Liebe und der Verlust ihres Jobs zehrten sie langsam, aber sicher auf. Es wurde Zeit, dass sie endlich etwas dagegen tat.

Katrin atmete entschlossen durch, wippte mit den nackten Füßen auf und ab. Sie würde sich eine Auszeit nehmen. Zeit genug hatte sie ja jetzt. Ein paar Wochen weg von allem wird mir guttun. Einen klaren Kopf kann ich gut gebrauchen. Es findet sich bestimmt eine Lösung. Mann, warum ist immer alles so kompliziert? Jetzt ist auch noch der Job futsch. Dabei hab ich mir nie etwas zuschulden kommen lassen. Jensen weiß doch, wie gut ich bin!

Katrin ließ entmutigt die Schultern sinken. Ein Tränenschleier verwischte ihren Blick. Sie versuchte, sich selbst Mut zuzusprechen, obgleich ihre Situation mehr als ungewiss war. Die hübsche Frau fühlte sich wie eine manisch Depressive, die in einer Minute himmelhoch jauchzend, dann wieder zu Tode betrübt daherkam. Im Moment überwogen allerdings die traurigen Augenblicke, aus denen es scheinbar keinen Ausweg gab. Ohne Arbeit kann ich die Wohnung vergessen. Dann muss ich wieder nach Wilhelmsburg ziehen, um eine einigermaßen bezahlbare Bleibe zu finden. Ihre Lippen verzogen sich zu schmalen Strichen. Vielleicht sollte ich doch zu Tante Charlotte nach Fehmarn ziehen. Vielleicht würde die sich

darüber freuen, wenn ich ...

Das Parkett unter ihren Füßen knackte und brachte sie zurück in die Gegenwart. Es war das Knarren und Stöhnen alter, verlebter Holzdielen, das ihre Gedanken wieder abschweifen ließ. Welche Leute hier wohl schon barfuß rumgelaufen sind? Sie versuchte sich vorzustellen, wie Menschen vor ihr auf diesen alten Dielen durch die Zimmer gewandelt waren und vielleicht, genau wie sie selbst, aus dem Fenster gesehen hatten. Abwesend strich sie mit ihren nackten Zehen über das warme Holz.

Katrin sah auf die gegenüberliegenden Jugendstilhäuser. Sie spürte in jeder Faser ihres Körpers die Last der vergangenen Wochen und Monate, die ihren Rücken, wie mit schweren Felssteinen beladen, runterdrückte. Es fühlt sich gerade so an wie in dem Moment, als Rabea mir erzählt hat, dass er mit irgendeiner Schlampe im dunklen Hauseingang rumgemacht hat. »Verdammter Mistkerl«, rief sie und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie weinte. Dass die vergangenen Wochen und Monate ihre Seele belasteten, war nicht zu übersehen. Katrin leckte sich die salzige Flut von den Lippen und schniefte, während sie die Arme um sich schlang, als wollte sie sich wärmen.

Schemenhaft nahm sie die mit Graffiti verschmierten Hauswände wahr, schaute an den Mauern hoch, bis ihr Blick an den gegenüberliegenden Dächern hängen blieb. Auf denen, angetrieben durch die Kraft erster müder Sonnenstrahlen, die Feuchtigkeit der vergangenen Nacht verdampfte. Als diffuser Film lag sie düster auf Dachpfannen, erhob sich quälend langsam nach oben. Sie verfolgte die feinen Dunstschwaden, bis sie sich mit den oberen Luftschichten vermischt und schwerfällig auflösten. Katrin hörte leises Schlurfen, als schrubhte jemand mit Schleifpapier über Holz. Sie rieb sich mit der Hand die Tränen aus den Augenwinkeln und wendete den Blick runter auf den verdreckten Bürgersteig.

Sie schniefte noch einmal, entdeckte einen alten Mann, dessen Kleidung mit Sicherheit deutlich bessere Zeiten gesehen hatte und dessen Rücken vom Leben gebeugt war. Er schlurfte mit gesenktem Kopf den Bürgersteig entlang, zog mit einer Hand die speckige graue Strickmütze über sein freiliegendes Ohr und trug in der anderen eine zerfledderte Plastiktüte. Der geht so, wie ich mich fühle. Wenn ich nicht aufpasse, geht es mir vielleicht bald genauso. Eine Plastiktüte mit Hab und Gut. Irgendwo im sozialen Abseits. Die Tüte wies deutlich sichtbare Verschleißerscheinungen auf, sodass selbst die bunten Schriftzüge nicht mehr zu erkennen waren. Verlorene Seele. Aus der Tragetasche vernahm Katrin leises Klirren von Glasflaschen. Hat sich wahrscheinlich mit Schnaps eingedeckt. Sonst ist das wohl alles für ihn nicht zu ertragen.

Katrin erschrak über ihren miesen Gehirnwust. Was geht mich das überhaupt an? So schlimm, wie ich es mir ausmale, kann es gar nicht werden. Mann, Katrin, merk mal was. Sie streckte sich, überließ den Mann seinem Schicksal. Er tat ihr leid, aber was konnte sie schon gegen das Elend der Welt tun. Das Glasklirren wurde leiser. Katrin dachte an ihre Arbeit, die ihr bisher ein entspanntes Leben ermöglicht hatte.

Ihren gut bezahlten Job in einem Eventbüro hatte sie völlig überraschend und absolut grundlos verloren. Katrin war so etwas wie die rechte Hand Thore Jensens gewesen. Er hatte ihr vollends vertraut und in jeglicher Hinsicht freie Hand gelassen. Dann kam der 45-Jährige vor zwei Tagen mit hochrotem Gesicht wütend in ihr Büro gestürmt und baute sich bedrohlich vor ihr auf. Sie fühlte sich – auf ihrem Stuhl sitzend – gegenüber seinen 1,90,

die in einem eleganten grauen Anzug steckten, plötzlich wie ein Zwerg. Sie hatte in diesem Moment an ihrem Schreibtisch gesessen und gerade die Planung für eine Veranstaltung erstellt, die vier Wochen später in einem großen Hotel stattfinden sollte.

»Was haben Sie sich dabei gedacht?«, schrie er, und seine Hautfarbe glich der einer überreifen Tomate. »Sie haben mich betrogen, Sie ... Sie. Wo ist das Geld?« Geschockt sprang sie vom Stuhl auf, stand ihm eingeschüchtert gegenüber. »Welches Geld? Ich hab Ihnen doch kein ...«, versuchte sie zu antworten. »Ich will kein Wort hören!«, brüllte er so laut, dass es in Katrins Ohren schmerzte und die Kollegen auf dem Flur neugierig die Köpfe reckten.

»Und wenn Sie jetzt nicht sofort dieses Büro verlassen, ruf ich den Sicherheitsdienst. Alles andere hören Sie von meinem Anwalt, wenn ich die Bücher überprüft habe. Und jetzt raus hier!« Er deutete mit der Hand auf die offen stehende Tür. »Hätte ich diesen Anruf nicht bekommen, dann ...«

»Welchen Anruf? Hören Sie mir doch wenigstens zu!«, rief sie verzweifelt. »Ich hab noch nie auch nur einen Cent an mich genommen! Und das wissen Sie genau ...« Katrin stotterte und versuchte, aufkommende Tränen hinunterzuschlucken.

»Raus hier, hab ich gesagt!«, brüllte Jensen, packte sie schroff am Arm und stieß sie gnadenlos zur Tür hinaus.

Die Enttäuschung stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Von Ihnen hätte ich das am wenigsten erwartet!«, schrie er ihr hinterher, fuhr sich mit der Hand durch die grau melierten Haare und knallte die Tür so heftig zu, dass der Türrahmen vibrierte. Verstört zuckte sie zusammen, verließ das Bürogebäude und fuhr heulend in ihrem Wagen nach Hause.

Sabrina Loose, mit der sie ihr Büro teilte, rief sie abends an und erzählte Katrin, dass ihr Boss einen anonymen Anruf erhalten hatte, bei dem ihm detailgenau erklärt worden war, bei welchen Events sie mehrere Tausend Euro abgezweigt haben sollte. »Das wird sich schon regeln. Lass ihm ein paar Tage Zeit«, versuchte die Kollegin, sie zu trösten. »Der beruhigt sich wieder. Sieh es als Sonderurlaub.« Nachdem Katrin aufgelegt hatte, verbrachte sie den restlichen Abend mit einer Flasche Rotwein im Arm, heulend wie ein Schlosshund.

Eine Krähe, die krächzend auf das Dach flog und ihre Flügel putzte, beobachtete sie aus schwarzen glänzenden Knopfaugen. Katrin versuchte, die Gedanken zu ordnen. Ich und Unterschlagung! Wie kommt der auf so eine wahnwitzige Idee? Ich hab mir noch nie etwas zuschulden kommen lassen. Dieser Idiot ... Sie würde die Sache klären. Später. Zuerst einmal war sie zutiefst verletzt und brauchte Abstand, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Katrin blickte zu der Krähe auf dem Dach. Ist, glaube ich, wirklich das Beste, wenn ich erst mal abhau. Weg von alledem.

Sie sah auf die schwarze Sportuhr an ihrem Handgelenk. Gleich halb acht. Nachdenklich hob sie den Becher zum Mund. Trank einen Schluck des lauwarmen Milchkaffees, als die ersten Sonnenstrahlen plötzlich durch die Wolkendecke brachen und zaghaft durchs Fenster schienen. Sie trafen ihr Haar und verliehen ihm einen rötlichen Schimmer, der es wie ein poliertes Möbelstück zum Glänzen brachte.

Ich werde schon herausfinden, wer mir das angetan hat. Ich muss nur ein paar

Informationen einholen. »Ich find das raus«, sagte sie, schüttelte den Kopf und lehnte sich vorsichtig über die Fensterbrüstung. »Nicht ein Auto. Absolute Ruhe. Selbst der Alte ist verschwunden«, bemerkte Katrin, atmete aus, nahm den Becher und ließ die letzten Tropfen ihre Kehle hinunterlaufen. Enttäuscht schaute sie in die leere Tasse, ging in die Küche und stellte den Becher in die geputzte Spüle ihrer blitzblanken Wohnung, die ein echter Glücksfall gewesen war. »So, nun mal langsam in die Gänge kommen.« Katrin verließ die Küche, um die Fenster zu schließen.

Monatelang hatte sie nach einer kleinen Zweizimmerwohnung im beliebten Schanzenviertel gesucht. Dann bekam sie zufällig einen Tipp und klingelte keine halbe Stunde später unangemeldet bei den Noch-Mietern. Dass das Appartement im vierten Stock ohne Fahrstuhl lag, war Katrin egal, die Wohnung gefiel ihr einfach auf Anhieb.

Was, wenn ich jetzt alles verliere? »Mensch, Katrin, werd mal vernünftig. Das wird schon alles wieder. Du hast es bisher immer geschafft«, schalt sie sich selbst und schaute noch einmal aus dem Fenster, das einen fantastischen Panoramablick bot. Es war zwar nicht der Blick auf Elbe und Alster, aber sie liebte die Jugendstilhäuser mit ihren schönen Fassaden, die ihrer Wohnung gegenüberlagen, die Dächer des Viertels. Den nicht weit entfernten Hamburger Fernsehturm und das Riesenrad, das zu DOM-Zeiten im Dunkeln leuchtete. Sie setzte sich während dieses Volksfests oft abends mit einem Glas Rotwein auf die Fensterbank und sah den glitzernden Gondeln beim Drehen ihrer Runden zu.

Katrin schloss die Fenster, drehte ihnen den Rücken zu und blickte sich im modern eingerichteten Zimmer um. Betrachtete es, als wollte sie sich für gewisse Zeit von einem guten Freund verabschieden, ging zum dunkelroten Ledersofa und rückte die Kissen in der Mitte der Sitzgelegenheit zurecht. Alles perfekt.

Gleich acht, mmh. Fast geräuschlos ging die hübsche Brünette ins nebenan liegende Schlafzimmer und zog die Schublade der antiken Kommode auf. Kramte zwischen Socken und BHs. Die antike Kommode, ihr ganzer Stolz, hatte gerade noch Platz in dem kleinen Raum direkt unter dem Fenster gefunden. Katrin liebte alte Möbel. Suchte auf Flohmärkten nach Schnäppchen, die sie in ihrem Wagen nach Hause transportierte und eigenhändig die Teppen hochschleppte, um sie zu restaurieren. Zu diesen Stücken gehörte auch die Jugendstilkommode, die sie selbst abgeschliffen und weiß lasiert hatte. Die Liebe zu alten Möbelstücken hatte sie von ihrer Tante, in deren Haus ein altes Stück neben dem anderen stand. Jedes Teil persönlich herangekarrt, in mühsamer Kleinarbeit aufgearbeitet und dekorativ platziert. Katrin musste lächeln.

Sie legte die herausgesuchte Kleidung in die schwarze Reisetasche, die sie unter dem Bett vorgezogen und auf die Bettdecke geworfen hatte. Wusste, während sie die Kleidung verstaute, was sie zu tun hatte. Einfach drauflos fahren und sich ein Plätzchen für ein, zwei Wochen suchen. Sie wusste zwar noch nicht genau, wohin die Reise gehen sollte, aber ihr würde mit Sicherheit eine zündende Idee kommen, wenn sie im Auto saß.

Der schwarze Polo stand abfahrbereit und vollgetankt unweit ihrer Wohnung. Mit bunten Prillblumen beklebt, parkte er ein paar Häuser weiter in einer Haltebucht an der Straße. Dank seiner handlichen Größe fand sie fast immer einen der wenigen begehrten Parkplätze in der Straße. Allerdings musste auch Katrin, wie viele andere, an manchen Tagen mehrmals um den berühmten »Pudding« ihres Viertels fahren, bis zufällig jemand einen

der raren Plätze freimachte.

Sie hatte die gepackte Tasche an der Eingangstür abgestellt, stand abreisebereit und unschlüssig im Flur. Fahrig fuhr sie sich mit der Hand durch das Haar. »Oh, ich hab ja nicht einmal Socken an.« Katrin reckte die Zehen in die Luft, hatte nicht bemerkt, dass sie immer noch barfuß war. Grinsend zog sie ein paar Socken aus ihrer Reisetasche und schlüpfte hinein. Anschließend rutschte sie noch einmal sockfuß über den Dielenboden durch alle Räume, um zu kontrollieren, ob alles in Ordnung war. Alles war blitzblank aufgeräumt. Die Fenster verschlossen. Nur der Kaffeebecher stand einsam im Becken. Katrin spülte ihn kurz unter fließendem Wasser aus, trocknete ihn ab und wischte das Becken. »Fertig!«

Noch einmal schaute sie auf ihre Uhr. Irgendetwas beunruhigte sie. So, eigentlich könnte ich doch losfahren ... Zögernd stand sie vor der Eingangstür und griff nach ihrem dunkelgrünen Parka, den sie auf die Tasche legte. Am liebsten fuhr sie früh morgens, weil dann der Verkehr in der Innenstadt noch nicht eingesetzt hatte und sie zügig am Horner Kreisel war.

Erwartungsvoll schlüpfte Katrin in ihre Boots, warf der Wohnung einen letzten Blick zu und nickte. Sie öffnete die Tür, zog den Schlüsselbund aus dem Schloss, trat einen Schritt in den nach Knoblauch und Kräutern riechenden Hausflur und zog die Tür hinter sich ins Schloss.

Da klingelte plötzlich das Telefon. »Mann, was soll das? Wer ruft denn jetzt an?« Zähneknirschend steckte sie den Schlüssel zurück ins Schloss und öffnete hastig die Tür, betrat die Wohnung, ließ die Tasche auf den Boden fallen. Als das Telefon erneut aus dem Wohnzimmer schrillte, rief sie laut: »Jaja, ich komm ja schon.« Genervt griff sie zum Telefon, das direkt neben dem Fernseher auf dem Phonotisch stand, drückte auf den grünen Knopf und hielt sich den Hörer dicht ans Ohr. »Jaa, Katrin Duvenstedt?«, sagte sie kurz angebunden, runzelte die Stirn, nahm den kleinen Finger zum Mund und fing an, an der Nagelhaut zu kauen. Am Samstagmorgen klingelte das Telefon normalerweise nie. Und wenn, dann niemals dermaßen früh!

»Hallo, Katrin, hier ist Rabea.« Am anderen Ende der Leitung war die 43-jährige Freundin ihrer Tante Charlotte. Was will die denn um diese Uhrzeit? Die ruft doch sonst nicht hier an. »Jetzt hör bitte gut zu und bekomm keinen Schreck. Charlotte ist im Krankenhaus.« Katrin blieb wie angewurzelt neben dem Sofa stehen. »Sie ist überfallen worden!« Die 27-Jährige wurde blass und setzte sich mit weichen Knien auf die Sofalehne. »Was? Überfallen?«, schrie sie in den Hörer.

»Ich weiß nichts Genaues, beruhige dich. Ich fahr gleich ins Krankenhaus, dann hör ich hoffentlich mehr. Die Polizei hat mich heute Morgen angerufen.« Katrin saß wie versteinert da und starrte auf die Wand. »Wie geht es ihr?«, fragte sie geschockt mit brüchiger Stimme. »Ist es sehr schlimm?« Sie stand auf, ging zur Wohnungstür und schloss sie leise.

»Soweit ich das verstanden habe, hat man ihr übel zugesetzt. Charlotte lag bewusstlos im Garten. Die Polizei hat offenbar einen anonymen Anruf bekommen und deine Tante sofort ins Krankenhaus bringen lassen.« Rabea klang gefasst, als sie Katrin die Nachricht mitteilte. »Ich fahr jetzt sofort hin und ruf dich an, wenn ich mehr weiß.«